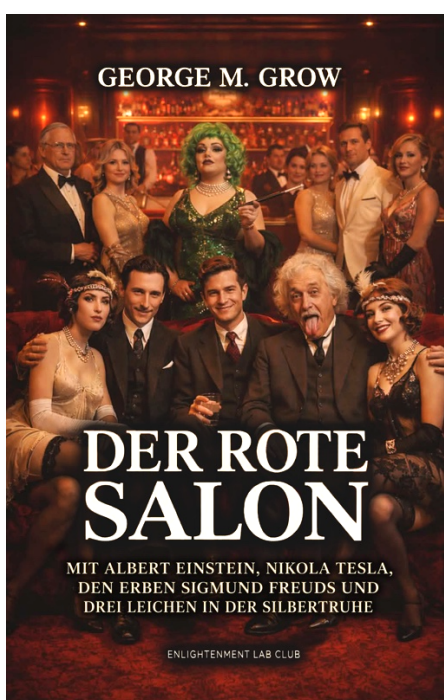


Leseprobe 2

George M. Grow

Roman „DER ROTE SALON /
Mit Albert Einstein, Nicola
Tesla, den Erben Sigmund
Freuds und drei Leichen in der
Silbertruhe“

Séance im Salon der Madame
Watson, Nob Hill, San Francisco,
1928, zur Zeit der Prohibition,
S. 68



Ich beginne zu ahnen, dass dies kein Abend der klaren Linien werden wird, sondern einer jener Abende, die sich verhalten wie Träume kurz vor dem Aufwachen: unerquicklich, diffus, voller Nebenfiguren, die zu laut sind, und Hauptfiguren, die schweigen.

Und dann wird es noch schlimmer.

Der Herr Inspektor — dieser wandelnde Widerspruch aus

Fleisch, Uniform und Sendungsbewusstsein — räuspert sich, als wolle er ein Urteil fällen, das niemand beantragt hat, und sagt mit der Gelassenheit eines Mannes, der glaubt, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen:

„Es ist mir alles recht“, erklärt er gönnerhaft, „aber eine Séance wird es hier nicht geben. So etwas werde ich nicht zulassen.“

Dieser Satz fällt in den Raum wie ein Kissen auf ein schlafendes Gesicht.

Nicht tödlich.

Aber eindeutig einschläfernd.

Ich blicke auf das Buch.

Das Buch blickt nicht zurück.

Die schlafende Prinzessin schläft weiter.

Etwa sechzig Gäste schauen sich nun gegenseitig an, als hätten sie kollektiv den Faden verloren — oder als hätte jemand mitten im Satz das Licht ausgeknipst. Auch ich muss mich sehr wundern. Séancen sind, soweit ich informiert bin, keineswegs verboten. Sonst müsste man konsequenterweise gleich die Eucharistie untersagen. In allen katholischen Kirchen. Weltweit. Denn was bitte geschieht dort anderes, als dass der Heilige Geist herabsteigt, Brot und Wein per Zauberwort in Fleisch und Blut verwandelt und sich die Gemeinde anschließend einverleibt, was man ehrfürchtig „*Realpräsenz*“ nennt?

Wenn das keine Séance ist, dann weiß ich nicht, wo der Kuckuck wohnt — vermutlich im Vatikan.

Und wenn wir schon dabei sind: Dann müsste man auch gleich die Konfirmation verbieten. Und die Taufe. Und jede protestantische Kirche zusperren. Das Gebet sowieso.

Denn was ist ein Gebet anderes als eine telefonische Direktleitung ins Jenseits, bei der man seine intimsten Gedanken einer höheren Macht diktiert, auf Antwort hofft und im besten Fall mit innerem Frieden auflegt?

Wenn das keine Séance ist, dann habe ich das ganze metaphysische Gewerbe gründlich missverstanden.

Und nun will uns dieser fette Arsch mit der schiefen Kappe genau das verbieten. Nicht die Anrufung Gottes. Nicht den Allvater. Nicht Engel, Ahnen, Dämonen oder den Teufel persönlich. Nein — viel schlimmer: Er will uns untersagen, ganz harmlos das Unterbewusstsein der Anwesenden zu befragen. Also nichts weiter als das Gedächtnis der ungarischen Gräfin und ihres Gatten anzuzapfen. Zwei Menschen, die — wie mir erklärt wurde — einst im Buch ihres berühmten Neffen gelesen hatten, sich aber heute nur noch schemenhaft an dessen Inhalt erinnern konnten. Mehr wollten wir nicht. Kein Spuk. Kein Rauch aus Schädeln. Keine klappernden Tische. Nur ein wenig Erinnerung. Ein wenig Wahrheit. Ein sanftes Aufwecken.

Doch genau das scheint nun unmöglich.

Die Séance, die hier Fahrt aufnehmen sollte, ist akut bedroht. Der ganze Abend steht auf der Kippe. Vielleicht sogar die Rettung der Welt — zumindest aber ganz sicher ein Artikel aus meiner Feder. Und einen solchen Artikel habe ich bitter nötig.

Ich bin zwei Mieten im Rückstand. Mit den Raten für mein Radio einen Monat im Verzug. Und mein Mädchen ist auf Abstand gegangen

— ausschließlich wegen des Geldes, wie sie betonte, was Frauen sagen, wenn sie bereits innerlich umgezogen sind. Sie meinte, wenn ich wieder flüssig wäre, könnte ich mich gern wieder bei ihr melden. Vorausgesetzt natürlich, sie wäre bis dahin nicht schon an einen anderen vergeben.

Und woran ich erkennen würde, fragte ich sie, ob sie sich einen anderen genommen habe?

Sie sah mich lange an und sagte dann trocken:

„Wenn ich dich in meinem neuen Automobil besuchen komme.“

Das also steht auf dem Spiel.

Nicht nur eine Séance.

Nicht nur das Erwachen der Nation.

Sondern meine Miete. Mein Radio.

Und meine letzte Hoffnung, nicht endgültig von der Moderne überholt zu werden — hupend, glänzend und ohne mich.

Bis jetzt ist das alles noch nicht geschehen.

Bis jetzt bin ich noch im Rennen.

Aber ohne eine epochale Story, ohne eine Reportage, um die sich die Gazetten prügeln wie um den letzten Tropfen Bourbon, werde ich das hier nicht auf die Reihe kriegen.

Meine Mama sagte — ja, ich wohne immer noch bei ihr daheim, was sie mir täglich, manchmal stündlich, liebevoll unter die Nase reibt:

„Wie, du Dummerchen, willst du denn mit einer einzigen Story reich werden?“

Und ich erwiderte ihr — mit der Geduld eines Mannes, der sich selbst für missverstanden hält:

„Mama, unser Präsident hat es uns allen vorgemacht.“

Coolidge. Calvin Coolidge.

Der Mann mit der Ausstrahlung eines ungeheizten Wartezimmers und der emotionalen Beweglichkeit eines Aktenordners. Und trotzdem stieg er schneller zum beliebtesten Präsidenten aller Zeiten auf als Charles Lindbergh mit seiner *Spirit of St. Louis* den Atlantik überquerte. Warum?

Nicht wegen Charisma.

Nicht wegen Visionen.

Sondern wegen des Radios.

Er ist der erste Präsident, der versteht, dass man Menschen nicht überzeugen muss, wenn man sie nur regelmäßig beschallt. Landesweite Hörfunkansprachen. Die Stimme direkt im Wohnzimmer. Zwischen Kaffeekanne und Katzennapf. Akustische Nähe ersetzt politische Tiefe. Emotion schlägt Inhalt. Und plötzlich wirkt selbst ein Mann wie Coolidge wie ein guter Bekannter, der zufällig die Nation regiert.

Er spricht im Radio.

Er rechtfertigt sich im Radio.

Und die Presse? Die liebt ihn dafür. Gute Verhältnisse, wohlgesonnene Berichterstattung, ein sanfter Strom aus Zustimmung, gespeist aus Mittelwelle.

Und genau da setze ich an.

Auch mein Text könnte im Radio gelesen werden.

Wenn er Bombe ist.

Ein einziger Artikel reicht. Einer, der knallt. Einer, der den Leuten das Gefühl gibt, sie seien Zeugen von etwas Größerem geworden — selbst wenn sie es nicht ganz verstanden haben. Einer, der ihnen das Wort *Erwachen* ins Ohr legt wie ein Versprechen, das sie am nächsten

Morgen nicht mehr loswerden.

Mama versteht das nicht.

Sie glaubt an regelmäßiges Einkommen, saubere Hemden und Berufe mit festen Öffnungszeiten. Ich hingegen glaube an den großen Wurf. An die eine Story. An den Moment, in dem das Schicksal sagt: *Jetzt.*

Und genau deshalb sitze ich hier.

Am Tisch der schlafenden Prinzessin.

Mit einem Buch, das nicht gelesen wird.

Einem Polizisten, der alles verbieten will.

Und der leisen Hoffnung, dass diese Nacht entweder Geschichte schreibt —

oder mich endgültig ruiniert.

„Bombe“ ist ein durchaus treffendes Wort für meine schwierige Lage. Das Ende des Immobilienbooms im letzten Monat, der spektakuläre Zusammenbruch des Landbooms — vor allem in Southern California — führte zu einer schweren Wirtschaftskrise im Staat und ließ viele Spekulanten ruiniert zurück. Unter ihnen befinden sich etliche Herausgeber. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Immobilienkrise auch den Zeitungssektor mit in den Abgrund reißt. Denn woraus finanzieren sich Zeitungen vor allem? Aus Inseraten. Und achtzig Prozent dieser Inserate betreffen Immobilien.

Mir bleibt also nicht viel Zeit. Mein Karrierefenster wird kleiner und kleiner. Ich kann nur hoffen, dass der fette Arsch eines Inspektors den Abend nicht abwürgt, sondern aufwühlt. Ich weiß nicht, ob hier heute irgendetwas geschieht,

das die Welt staunen, fürchten oder lachen lässt — oder was auch immer. Wenn es nur einmal geschieht. Intensiv. Und folgens schwer.

Die Madame fragt den Arsch mit Ohren: „Warum soll es heute Abend keine Séance geben? Séancen sind doch nicht verboten!“

Der Polyp, von dessen Uniform die Goldknöpfe abstehen wie beleidigte Kretins, gluckst überlegen. Dabei schiebt er die Unterlippe weit nach oben, als koste er den Moment aus. Erst nach einer langen Pause spricht er:

„Aber Alkohol steht unter Strafe.“

Diesen Satz hat jeder im Raum verstanden. Ein mehrdeutiger Satz, der so viel bedeutet wie: *Ich scheiß auf eure Séance. Und wenn ich euch schon nicht deswegen am Kragen kriege, dann wegen des konsumierten Alkohols.*

Madame Watson kratzt sich am Kinn, der Blick sinkt zu Boden. Ja, sie hat dieses Spiel verloren. Der Constable spielt nicht härter als erwartet — aber listiger.

„Wo bleibt das Püppchen!“, ruft sie plötzlich, mit einer Stimme, die unerwartet viril klingt.

Und da kommt es auch schon, das „Püppchen“.

Eine junge Dame im schwarzen Negligé. Ein hübsches, blutjunges Ding, vielleicht zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig. Stolz betritt sie durch die Küche den Salon.

„¡Viva la Revolución!“, ruft sie, den Arm hochgestreckt.

Sie trägt die Nase hoch, trotz ihrer zweifelhaften Rolle. Das ist der Tribut, den ein bisschen illegaler Fusel heute fordert. Ein weiterer Kollateralschaden der Prohibition.

Ein anmutiges Geschöpf: kurzes,

wassergewelltes, goldblondes Haar; ein schwarzes Stirnband mit schwarzer Feder und einem seitlich arrangierten Geflecht aus silbernen Perlen. Schwarze Samt-High-Heels mit goldenem Absatz und feinem Streifendekor. Ein leichtes Mädchen für eine schwere Aufgabe.

Der fette Polyp mustert sie mit unverhohlener Gier. Sein Blick bleibt zu lange hängen, wandert nicht, sondern klebt. An den Schläfen bilden sich Schweißperlen, die langsam ihren Weg nach unten suchen. Er schluckt. Einmal. Zweimal. Seine Hände verharren reglos, als wüssten sie selbst nicht, was sie dürften.

Über ihm das Bildnis Mahatma Gandhis, unbeweglich, wachsam. Auch dem indischen Freiheitskämpfer, so heißt es, sollen unzählige Mütter ihre jungen Töchter anvertraut haben. Er habe keine je frivol berührt. Man sagt, er habe sie schlafen lassen und sie lagen nur darum bei ihm im Bett, um die kalten Nächte im tropischen Indien besser zu überstehen.

Wer's glaubt, wird selig.

Und der Polyp sitzt darunter, schwer atmend, während das hübsche, junge Ding viel zu nah bei ihm steht — ein Körper im falschen Moment, am falschen Ort.

„Das war's dann wohl“, sagt die Gräfin, angepissst wie eine Katze, der man den Sahnnapf weggezogen hat, und setzt bereits zum Aufstehen an.

„Aber nicht doch, Frau Gräfin“, schiebt sich Madame Watson dazwischen, als hätte sie genau auf diesen Moment gewartet. Sie zieht an ihrem langen Zigarettenstiel, als würde sie damit nicht Rauch,

sondern Zeit aus der Luft saugen, und richtet ihr Lächeln an den Constable.

„Werden Sie bis zum Ende bleiben, Inspektor?“

Die Augen des Gesetzes beginnen zu wandern. Erst pflichtschuldig zur Decke, dann zur Wand, dann wieder zur Decke — wie zwei schlecht dressierte Wachhunde, die plötzlich Hasen wittern. Schließlich bleiben sie hängen. Am schwarzen Negligé. Wie Fliegen am Honig. Oder besser: wie Moral an der Garderobe.

„Hängt ganz davon ab“, sagt er schließlich.

Seine Hände jedoch verraten ihn. Innerhalb weniger Sekunden führen sie ein komplettes Stummfilmprogramm auf: betend, als erhoffe er göttlichen Beistand; verschränkt, als müsse er sich selbst festhalten; reibend, als wolle er ein Feuer entfachen; nach außen gewölbt, als verteidige er eine unsichtbare Ehre — und schließlich wieder betend. Ein ganzer Rosenkranz der Heuchelei.

„Exzellent“, murmelt die Drag-Queen von Nob Hill, mit jener leisen Zufriedenheit, die Dirigenten zeigen, wenn das Orchester endlich kapiert, wo der Einsatz liegt.

Das Publikum versteht sofort. Die Spannung fällt ab wie ein schlecht sitzender Frackknopf. Mehrere Gäste atmen auf, als wäre soeben ein kollektiver Haftbefehl widerrufen worden.

Madame wendet sich nun der jungen Dame im schwarzen Negligé zu:

„Na, hops. Worauf wartest du? Bis Noah mit der Arche persönlich am Fenster vorübergondelt?“

Bei dem „Püppchen“ klickt es augenblicklich. Zahnräder greifen ineinander. Revolution kennt keine Verzögerung.

Und so besteigt sie — nein, beklettert — den Schoß des Constables, mit der Selbstverständlichkeit eines historischen Ereignisses, das später in Schulbüchern als alternativlos bezeichnet wird. Rücklings setzt sie sich, aufrecht, stolz, wie eine Freiheitsstatue in Reisegröße.

„¡Viva la Revolución!“, ruft sie erneut.

Das ist keine Parole mehr. Das ist ein Programm.

Es bedeutet: *Ich opfere mich — damit ihr euch nicht bewegen müsst. Ich übernehme den schmutzigen Teil der Geschichte — damit ihr euch später reinwaschen könnt. Ich halte den Spiegel — schaut hinein. Ich erledige meinen Teil, macht Ihr Euren.*

Oder einfacher gesagt: Wenn schon Prohibition, dann wenigstens mit Haltung.

Der Constable sitzt da wie ein Mann, dem man gleichzeitig den Eid abnimmt und die Uniform auszieht — innerlich natürlich. Der Schweiß perlt ihm über die Schläfen, nicht aus Lust, sondern aus Überforderung. Das Gesetz, komprimiert auf einen schwitzenden Körper unter einer lebenden Fußnote der Weltgeschichte.

Und über ihm — welch Ironie — das Bildnis des Mahatma. Der große Asket blickt milde herab, als wolle er sagen: *Kinder, ihr habt euch das alles komplizierter gemacht, als nötig.*

Anders kann ich diese Szene nicht lesen, ohne meinen Glauben an die Menschheit zumindest auf Raten zu verlängern.

Das Deckenlicht erlischt, und die Kerzen übernehmen wieder die Beleuchtung.

Dämmerlicht.

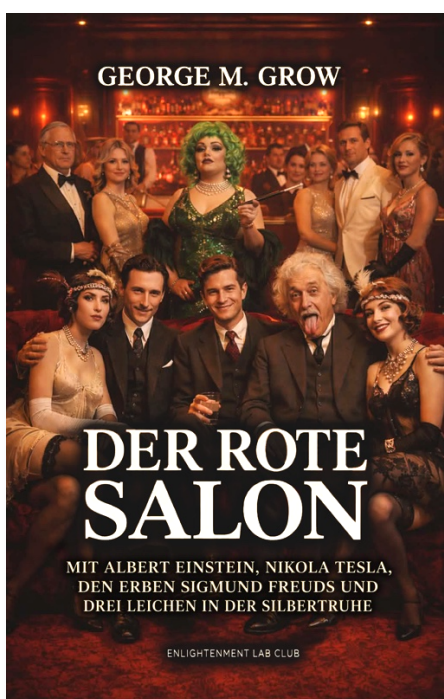
Die unappetitliche Szene, diese auf den Kopf gestellte Pietà, dem Himmel sei Dank, versinkt in wohlwollende Unschärfe. Was man nicht mehr genau erkennt, dafür übernimmt das Gewissen die Haftung — oder eben nicht. Gesichter werden zu Silhouetten, Prinzipien zu Schatten, und der Constable zu einem Möbelstück mit Puls.

Die Flammen zittern, als hätten sie selbst begriffen, dass sie hier nicht erleuchten, sondern decken. Man sieht gerade noch genug, um nichts sagen zu müssen. Das ist die eigentliche Kunst dieses Abends: maximale Erkenntnis bei minimaler Beweislast.

So endet der erste Akt unseres Erwachens.

Nicht mit einem Knall.

Sondern mit gedimmtem Licht, gesenkten Augen und dem beruhigenden Gefühl, dass morgen jemand anderes schuld sein wird.



[Link Buchladen Amazon](#)



Copyright © 2011-26 GEORGE M. GROW
AKA GEORG PFANDLER A-1210 Wien.
Lizenzverlag KWC Editorial

Diese Leseprobe kann unverändert gerne an Dritte
weitergegeben werden.